GERMANICA WRATISLAVIENSIA 142
Acta Universitatis Wratislaviensis No 3793
Wrocław 2017

Wolfgang Brylla
Universität Zielona Góra, Zielona Góra

DOI: 10.19195/0435-5865.142.4

# Zum Heimat-Topos in Paul Kellers Schlesienroman *Der Sohn der Hagar* (1907)

## 1. Einst berühmt, heute vergessen: Paul Keller

Mit weit über fünf Millionen verkauften Buchexemplaren gehört Paul Keller zu den meist gelesenen deutschsprachigen Schriftstellern des 20. Jahrhunderts (vgl. Janssen 2003: 108; Lubos 1967: 127). Trotz seiner großen Beliebtheit, der sich der im (nieder)schlesischen Arnsdorf bei Schweidnitz geborene Dichter erfreute, ist er allerdings in Vergessenheit geraten. Kellers Gesamtwerk betrachtet man in der Regel unter dem Gesichtspunkt der Heimatliteratur, die von der Literaturwissenschaft meistens als minderwertige Ware klassifiziert und mit solchen Kategorien wie Gefühlsduselei, Banalität, Trivialität oder Volkstümlichkeit in Verbindung gebracht wird. Heimatdichtung sei schlichtweg Unterhaltungsliteratur, die sich konventioneller Motive wie eben Heimat, Heimatliebe, Heim(at)weh oder Heimatsuche bediene und die sich auf typisierte sowie typische schematische Aufbaumodelle der Textstruktur beziehe (siehe Janssen 2003: 108).[1] Obwohl in den sogenannten Heimatromanen eine wahrheitsgetreue Darstellung des regionalbezogenen Heimatraums dominiert (Schweikle / Schweikle 1990: 191–192) und obwohl man auf diesem Wege von einer literarischen Authentizität bzw. von einer Simulation der Realität sprechen kann, wird dieser Raum in den meisten Fällen weniger als ein realer Raum ausstaffiert oder inszeniert, sondern vielmehr als ein fiktionalisierter und idealisierter Raum, als eine „emotional aufgeladene oder zeitlos-myth.[ische] Sphäre“ (Schweikle / Schweikle 1990: 192).

[1] Arno Lubos (1967: 127) bemerkt, dass Keller von der „maßgeblichen Publizistik nicht ernst genommen worden“ war, denn seinen Geschichten fehlt, trotz „aller lesenswerten Liebenswürdigkeit“, „das gedankliche und sprachliche ‚Material‘, das einer Untersuchung Ergiebigkeit verspricht“. Er bezeichnet den Arnsdorfer als „Volksdichter mit Welterfolg“ (Ebd.). Und Eduard Engel (1912: 390) nennt Keller einen der begabtesten Dichter aus dem „Erzählernachwuchs mit hohen künstlerischen Zielen“, der noch keine „Modeberühmtheit“ wurde und es hoffentlich auch nicht wird.


© for this edition by CNS

Das so skizzierte „Sittengemälde“ (Schweikle / Schweikle 1990: 192), das in der Heimatliteratur suggeriert wird, ist demzufolge als Auswuchs der dichterischen Phantasie und Schaffenskraft in Erwägung zu ziehen; obgleich es Anspruch auf Realitätsgenauigkeit erhebt, ist es in Wirklichkeit weit von dieser Realität entfernt. Verklausuliert im Heimatraum, in einer Idylle und einer Utopie,[2] wird der Heimatroman sehr oft zu einer „top.[ographisch]-idyll.[ischen] Kulisse, vor der stereotype [...], pseudoproblemat.[ische] oder schwankhaft banale Handlungen ablaufen“ (Schweikle / Schweikle 1990: 192).[3]

Deshalb lässt sich in der Literaturforschung auch die Tendenz erkennen, nicht nur den klassischen, sondern auch den modernen Heimatroman als Kitschliteratur und Folklore abzutun (Bauer 1982: 299).[4] Es entstanden zwar einige wissenschaftlich angelegte Auseinandersetzungen mit diesem Thema, aber das Feld der Heimatliteratur wurde noch nicht konkreter durchforstet und in den Blick genommen.[5] Eine ganz ähnliche Bewandtnis hat es mit dem Schlesienautor par excellence – Paul Keller.[6] Im Unterschied zu seinen Werken, die weltweit in über siebzehn Sprachen übersetzt wurden und ein breites Lesepublikum für sich gewinnen konn-

[2] Peter Nusser (1991: 86), dessen Augenmerk im Konnex mit der Gattung Heimatroman vor allem auf die Zeit des Nationalsozialismus gerichtet ist, konstatiert, dass das Genre statt in die „räumliche bzw. zeitliche Ferne zu schweifen“, „in der Nähe“ geblieben ist und nach einer Idylle sucht.

[3] Ganz ähnlich beschreibt den Heimatroman auch Otto F. Best (1994: 221), der die Dörflichkeit des geschilderten Lebens in der Romanhandlung ausmacht, die wiederum sehr „harmonisierend-idyllisierend, d.h. unter Aussparung der Lebensprobleme“ einer modernen Zivilisations- und Industriewelt in Erscheinung tritt. Genauer mit dem Aspekt der Heimat in der Literatur befassten sich auch Jürgen Hein (1979: 119–142) oder Michael Wegener (1964: 53–64). Eine kurze Beschreibung ist auch bei Philip Ajouri (2009: 170–174) zu finden.

[4] Werner M. Bauer unternahm am Beispiel der österreichischen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg den Versuch, den Heimatroman weiterhin an die ‚heile Welt‘ des Gestern zu binden und somit eben diese Heiligkeit in einer unheilen Welt vorzugaukeln. Paradoxerweise wird der Heimatroman nicht ent-heimatlicht, das Signum der Heimat wird dahingegen noch verstärkt.

[5] Laut Josef Donnenberg (1989: 41) sei Heimatliteratur eine literarische Form, die sich mit der „Heimat und ihre[r] Besonderheit“ befasst. Dabei wird die Heimat als ein Raum/Ort verstanden, wo man geboren, aufgewachsen ist oder „wo man sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt“. Generell fehlt es an weiterführenden Studien, in denen der literarische Heimatbegriff präzisiert worden wäre. Häufig wird die Heimatliteratur zusammen mit der Regional- bzw. Provinzliteratur in eine Schublade gesteckt, obwohl die Regionalliteratur „kein neues Wort für alte Inhalte“ sei (Hein 1998: 24). Überhaupt gibt es bei der definitorischen Konkretisierung der regionalen oder provinziellen Literatur Schwierigkeiten (vgl. Wagner-Egelhaaf 2001: 7–10). Ob Heimat- mit der Regionalliteratur gleichbedeutend ist, ist zumindest fraglich. Vielmehr scheint es, dass jede Heimatliteratur einen Bestandteil der Regional- resp. Provinzliteratur ausmacht, nicht jede Regionalliteratur ist allerdings dem Heimatgenre zuzuschreiben. Siehe Mecklenburg (1982).

[6] Im aufschlussreichen Sammelband *Schlesien als literarische Provinz. Literatur zwischen Regionalismus und Universalismus*, der von Marek Adamski und Wojciech Kunicki 2008 herausgegeben wurde, wird Keller außen vor gelassen. Keller hat es zumindest zu einem sehr kurzen Eintrag im *Deutschen Literatur-Lexikon* (Bd. 8: Hohberg – Kober) geschafft, in dem konzis auf Kellers Leben und literarische Erzeugnisse eingegangen wird (Rupp / Lang 1039).


© for this edition by CNS

ten, zeigte die Germanistik wenig Interesse an einer analytischen Be- und Ausleuchtung des Oeuvres von Keller, dessen Schlesien-Prosa vor allem in den ersten zwanzig Jahren des 20. Jahrhunderts für Furore sorgte. Damals erschienen auch Keller-Studien von Marx Möller (1916), Gustav Eberlein (o. J.) oder Johannes Eckardt (1908). Bis in die 1950er Jahre hinein blieb Eckardts Standardwerk *Paul Keller. Eine literarische Skizze* der einzige ausführliche und wissenschaftliche Bezugspunkt, auf den man sich hätte berufen können. Weil Eckardt aber den Erzähler Keller persönlich gut kannte, ist seine umfangreiche Besprechung wegen der fehlenden Distanz nur mit Vorsicht zu ‚genießen'.[7] Erst 2007 ist dann eine andere eingehende und bis zu diesem Zeitpunkt letzte Keller-Abhandlung in Umlauf gebracht worden. Wolfgang Tschechne (2007) beschäftigt sich in seinem Buch *Im Vorgarten des Paradieses* sowohl mit der literarischen Leistung des Autors der Erfolgsromane *Der Waldwinter* oder *Die Heimat* als auch mit seiner Biographie. Dieser kurze Beitrag wird natürlicherweise die im Laufe der Jahre entstandene (Forschungs-)Lücke nicht schließen können, zumal es nur einen einzigen Roman aus der Feder Kellers zum Gegenstand hat. Es wird allerdings erhofft, dass, indem man den ungeheuer produktiven Literaten Keller in den Vordergrund stellt, die internationale Forschung an ihm Geschmack und Gefallen findet, zumal sich 2014 zum achtzigsten Mal die Veröffentlichung des letzten Keller-Werks jährte. Post mortem 1934, also zwei Jahre nach Kellers Tod in Breslau, ist seine Sammlung von Liebesbriefen *Sein zweites Leben* in Druck gegeben worden.

Ins Zentrum der folgenden Analyse rückt einer der bekanntesten und berühmtesten Romane von Keller – *Der Sohn der Hagar*, der 1907 veröffentlicht wurde und der zu seinen größten realistischen Meisterwerken zählt (vgl. Lubos 1967: 133). Im Gegensatz zu den schon erwähnten Erzähltexten wie *Der Waldwinter*, in denen direkt, transparent und eindeutig auf Kellers schlesische Heimat, auf sein regionales Vaterland, rekurriert wird, spielt der Schlesien-Verweis in *Der Sohn der Hagar* keine allzu große Rolle. Keller lokalisiert zwar die Haupthandlung in der schlesischen Provinz und listet wirkliche geographische Ortsnamen auf. Den Kern des Romans machen aber nicht seine partikulären schlesischen Anspielungen aus, sondern, soviel sei vorausgesagt, ein christliches Heimat-Konzept. Die Heimat ist weniger in Hinsicht auf die topographische Zugehörigkeit zu verstehen,[8] sondern eher, und darauf wies Keller im vier Jahre früher herausgebrachten Roman *Die Heimat* hin, als ein grenzenloser Ort, als ein Raum der inneren Welt: „Was ist Heimat – Heimat ist nicht Raum, Heimat ist nicht Freundschaft, Heimat ist nicht Liebe. Was ist Heimat? […] Heimat ist Friede" (Keller 1915: 325).

[7] 1954 ist die Monographie von Hermann Wentzig *Paul Keller. Leben und Werk* erschienen.

[8] Paweł Zimniak (2007: 116) hat insoweit Recht, wenn er die „Heimat-Frage" und deren „Intentionalität und Legitimität" in Relation mit der „Ortsbezogenheit der Literatur" stellt. Bei Keller hat es allerdings den Anschein, dass die Intention und die Nachvollziehbarkeit der Heimat nicht auf den literarischen Ort, sondern auf einen christlichen Ort bzw. einen christlichen Raum verweist und sich von der Literatizität der Heimat-Frage abkoppelt.


© for this edition by CNS

Im Folgenden wird darzustellen versucht, welche Form dieser Gedanke in Kellers früherem Text annimmt oder variiert wird und wie Keller von dem Heimat-Topos Gebrauch macht. Zu fragen wird auch danach, ob man tatsächlich bei der Explikation des Heimat-Begriffs die reale tastbare Faktenwelt, die private Herkunft voll und ganz ausschließen kann. Oder geht die Heimat, das Heimatwesen – das Heimatgefühl – mit dem Heimatdasein, mit dem In-der-Heimat-Sein und Zu-Hause-Sein eine Symbiose ein? Wodurch profiliert sich die Heimat und wodurch gibt sie sich zu erkennen? Wenn es nach Jean Améry (1988: 65) ginge, müsste die Heimat durch den „positiv-psychologischen Grundgehalt […] [der] Sicherheit" bedingt sein. Nach schon existenter Sicherheit kann man jedoch entweder erst Ausschau halten oder man kann sie sich auch selbst aufbauen, um sie sorgen. Kann man sich die Heimat selbst zurechtmachen?

## 2. Zum Erzählinhalt und zur Erzählstruktur von *Der Sohn der Hagar*

Kellers Romantitel knüpft an die Bibelgeschichte um das Paar Sara und Abraham an, deren Liebesbeziehung kinderlos blieb. Im 1. Buch Mose im Alten Testament, in der Genesis, wird die komplizierte Lebensepisode der Sklavin Hagar erzählt, die nach einem Beischlaf mit Abraham ihm letztendlich einen Sohn gebärt, den sie Ismael nennt. Obwohl Sara in das sexuelle Verhältnis ihres Ehemannes mit Hagar eingewilligt hatte, kann sie Hagar nicht akzeptieren und treibt sie schließlich in die Flucht. Zunächst ausgestoßen aus dem Familienumfeld Abrahams kehrt Hagar wieder in sein Haus zurück und bringt das Kind zur Welt, aus dem einmal, wie es ein ihr erschienener Engel prophezeite, ein mächtiger Mann und Herrscher wird. In der Zwischenzeit wird auch Sara von Abraham schwanger. Isaak und Ismael sind somit Brüder und Söhne von demselben Vater, aber von unterschiedlichen Müttern. Nach einem erneuten familieninternen Streit suchen Hagar und Ismael das Weite und lassen sich in Abrahams Domizil, in der **Heimat**, nicht mehr blicken.

Um das Grundmotiv des unehelichen und verstoßenen Sohnes dreht sich auch Kellers Großerzählung. Grundsätzlich ließe sich die Haupthandlung auf wenige Sätze komprimieren. In das schlesische Dorf Teichau kommt eines Tages zusammen mit anderen Bettelmusikanten Robert Winter, der in Wirklichkeit Hellmich hieß und dessen Mutter vor über zwanzig Jahren die kleine Ortschaft verlassen musste. Geschwängert von Hartmann, der wegen der Unmöglichkeit, die soziale und finanzielle Kluft zwischen ihm und Martha Hellmich zu überbrücken, sich letztendlich für ein Mädchen aus einem reichen Haus entschied, wird sie aus der Dorfgemeinde vertrieben und verbannt; sie stirbt bei der Geburt ihres Sohnes Robert, der nie erfahren sollte, wer sein richtiger Vater ist. In Teichau angekommen, ohne es überhaupt zu ahnen, sorgt er für ein sehr großes Durcheinander in der Familie Hartmann, bei der er eine Unterkunft und eine Arbeitsstelle findet. Die Krux


© for this edition by CNS

besteht darin, dass Hartmann tatsächlich Winters leiblicher Vater ist, der sich aus Angst vor seiner derzeitigen Frau zu seinem Sohn nicht bekennt. Die Geschichte nimmt dann ihren Lauf, Winter wird mit seiner Vergangenheit konfrontiert, aus Stolz nimmt er vom Hof Abschied, um am Ende in Einsamkeit einer Lungenentzündung zu erliegen und das Schicksal seiner Mutter zu teilen.

Vom erzähltechnischen Standpunkt her bleibt die Erzählkonstruktion dem klassischen im 19. Jahrhundert weit verbreiteten Muster verhaftet (vgl. Geppert 1994). Zum Vorschein kommt ein allwissender heterodiegetischer Er-Erzähler (siehe Martinez / Scheffel 2005: 80 f.), der nicht nur Kenntnisse von den Lebensbegebenheiten der Figuren hat, sondern auch in die Gedankenwelt der Protagonisten eintauchen kann. Die Erzählerfigur ist überall, sie nimmt eine olympische Position ein, ihre Omnipräsenz ist kaum zu bestreiten. Trotz ihres Panoramablickes, der gleichzeitig einem Sezierblick ähnelt, da der Erzähler Zugang zu den Gedanken und Reflexionen der Romanhelden hat, könnte man allerdings die Erzählweise Kellers als (präzise) Beobachtung auffassen, unter der Berücksichtigung, dass der Beobachter-Erzähler ein BeOBACHTer-Erzähler ist. Er gibt wortwörtlich Obacht, nimmt zwar die Fiktionswelt von Teichau und dessen Einwohnern wahr, aber parallel dazu gestaltet er auch dieses kleine Provinzuniversum; er passt auf jede geschilderte Einzelheit auf und manchmal meldet er sich selbst zu Wort. Die Schreibart Kellers, die der Erzähltradition des Realismus, aber auch der Romantik verpflichtet ist, ist jedoch im Hinblick auf die Gesamthandlung des Romans nicht als Makel zu bezeichnen, sondern vielmehr als eine gezielte Konstruktionsstrategie zu bestimmen, ohne die der Fortgang der Hellmich-Geschichte und die Thematisierung des Sachverhalts nicht möglich wären. Keller tut sich keinen Zwang an, mit der Erzählinstanz herumzuexperimentieren und auf avantgardistische Darstellungspraktiken zu setzen, zumal seine Leserschaft gegenüber den ambivalenten vormodernen Inszenierungsmodi eher skeptisch eingestellt war. Als Volksschriftsteller schuf er seine Texte eben für das Volk; die Erzählungen mussten von Verständlichkeit, Simplizität oder Übersichtlichkeit getragen werden, was allerdings nicht heißen soll, dass sie infolgedessen in die Ecke der kleinkarierten und biederen Trivialität und Kitschigkeit gestellt werden sollten. Die Etikette des Trivialen, die die Literaturwissenschaft gerne, häufig und auch zu schnell bspw. den Belletristik-Werken zubilligt, sollte keinesfalls als Minderwertigkeitszertifikat begriffen werden. Bei jedem Klassifizierungsvorschlag müssen zuerst Kriterien festgelegt werden, anhand deren man den Gliederungsvorgang einleiten kann. Und jede Rubrizierung ist ein Ergebnis des vorgenommenen Ausschlussverfahrens und der Einschränkung. Das Argument der Volkstümlichkeit ist eines für die Verständlichmachung des Leseerfolges des Autors, keines aber für die Abstufung und die Diskreditierung der Literatur als Unterhaltungsstoff. Denn jedes Literaturerzeugnis hat im Grunde nur eine einzige Aufgabe zu erfüllen: nämlich den Leser zu unterhalten und durch den Unterhaltungsfaktor die Leserschaft auch ein wenig zu erziehen, wie es Horaz (1985: 562) postulierte.


© for this edition by CNS

Abgesehen von der Trivialitätsproblematik lassen sich bei Keller trotzdem einige interessante Erzählstilkomponenten ausfindig machen, die zu seiner Zeit noch nicht so en vogue und entfaltet waren. Durch den in-medias-res-Anfang des Romans wird der Eindruck der Unvermitteltheit erweckt; statt eines herkömmlichen ab-ovo-Beginns, in dem Aufschluss über den ganzen Background der Geschichte gegeben wird, wird in-medias-res vom Erzähler sofort in die Handlungsstrukturen eingeführt, die Erzählung gewinnt an Substanz und Kontur erst im Verlauf dieser Erzählung. Alle hintergründigen Informationen, die für das Geschichtsverständnis von Belang sind, werden später nachgereicht, die Konsekutivität des Erzählten wird dadurch nicht gestört. Kellers Er-Erzählperspektive garantiert die Sukzessivität der aneinandergereihten Ereignisse, die zueinander in einem kausalen Zusammenhang stehen. Die von Keller verwendete Form des ‚epischen Präteritums' (Hamburger 1953: 329–357)[9] zeugt nicht nur von der Fiktionalität der Handlung und von der Dichterqualität des Verfassers, sie deutet auch eine geographisch-topographische Nähe und den literarisierten Bezug zu Schlesien an. Das (epische) Präteritum sollte ursprünglich auf die Vergangenheitsdimension des Erzählten hinweisen und somit auch eine Art Distanz schaffen, aber in *Der Sohn der Hagar* wird diese temporäre Distanzierbarkeit, dieser zeitliche Abstand durch temporäre Intimität, durch zeitliche Distanzreduktion ersetzt. **Die Vergangenheit erscheint als Präteritum-Gegenwart**. Deswegen ist auch die Heimat-Frage, die im Roman indirekt gestellt und abgehandelt wurde und die sich in Relation mit dem Sujet ‚verlorener Sohn' befindet, kein obsolet gewordenes, sondern ein aktuelles Problem, an dem sich Keller und seine Zeitgenossen abarbeiten.

## 3. Auf der Suche nach der Heimat

Kellers Heimat-Begriff, mit dem sich die Leser messen müssen, ist aus einer semantischen Perspektive nicht dezidiert und eindeutig zu fixieren. Auch die heutige Heimatforschung, die solchen Fragenkomplexen wie Heimatverlust oder Heimatsuche nachgeht, ist sich darüber nicht einig, welche Maßstäbe man bei der Festlegung der Heimat per definitionem ansetzen sollte. Es gibt viele Annäherungsversuche und einen Gros von theoretischen Ansätzen, aber es gibt keinen Konsens. Als problematisch bei der Klärung dessen, was Heimat eigentlich ist oder sein soll, stellt sich zum einen die Schwammigkeit dieses Begriffs, und zum anderen die konventionelle, gängige, alltägliche Verwendung eben dieses Begriffs heraus. Heimat wurde als Stich- und Schlagwort in vielen diversen öffentlichen Debatten missbraucht wie bspw. bei der Vertriebenen-Diskussion. Überhaupt setzte sich letztens eine Vorge-

[9] Hamburger schlussfolgerte, nachdem sie sich der Erzählproblematik angenommen hatte, dass in der Er-Erzählform die Verwendung der Vergangenheits-Erzähltempora zum Verlust dieser Vergangenheit führe. Somit würden solche und ähnliche Texte, im Unterschied zu den Ich-Formen, die Realitätsbezogenheit und die Authentizitätsreferenzen verlieren.


© for this edition by CNS

hensweise durch, nicht mehr von Heimat im Sinne von **gewonnener**, sondern von **verlorener Heimat** zu reden. Heimat heutzutage ließe sich nur mit Blick auf ein Heimatbild erfassen und in Erfahrung bringen, das in der Wirklichkeit nicht mehr existiert und nur in der psychisch-kognitiven Erinnerungs-Mentalwelt der Heimatsuchenden zutage tritt (Zimniak 2007: 75 ff.). Ob man Heimat in Bezug auf ihren Räumlichkeitsfaktor untersuchen und extrapolieren soll, ist fraglich. Heimat scheint vielmehr ein Vorstellungs-(Wunsch-)Objekt zu sein, ein infolge der Imaginationskraft in den Köpfen gefestigtes Heimatporträt, dem Sentimentalität und ein Hang zur Idyllisierung resp. Idealisierung zugrunde liegen. Die Grenzen zwischen country, Vaterland, Motherland, la patrie oder ojczyzna sind nicht mehr so akkurat festgelegt (Mayer / Schmitz 1976: 509); sie sind fließend, zumal sich nach 1989/90, d.h. nach der Wende, die Grenzlinien nicht nur in Mitteleuropa (BRD-DDR), sondern auch im Osten (die Ukraine, Weißrussland) und im Balkanischen Kessel verschoben haben und von Neuem proklamiert werden mussten. Mit den aufgelösten Staatskörpern ging auch das kollektive (Fein-)Gefühl des Volkes verloren und der Heimatsinn musste wieder ummodelliert bzw. reformiert werden.

Nach Ina-Maria Greverus sei Heimat ein „Territorium, in dem der einzelne durch Geburt, Einheirat oder Einkauf Heimatrecht, seine Zuständigkeit hatte"; Heimat bedeute „ultimum refugium" und diene als Schutz-, Aktions- und Identifikationsraum (Greverus 1979: 63). Greverus insistiert noch ganz stark auf der Raumbezogenheit des Heimatverständnisses; Heimat sei ein Raum, in den man gehört, zu dem man passt, in dem man seine Rechte hat, in dem man leben kann. Die Abhängigkeit des Menschen von diesem Heimat-Raum ist demnach offenkundig. Auf der anderen Seite übt die Heimat auf den Menschen einen ziemlich großen Einfluss aus und bürgt für seine Lebenssicherheit, indem sie eine Plattform für Identifikationsentwürfe anbietet und vor möglichen Gefahren schützt. Heimat hieße Geborgenheit, Heimat sei Glück, Heimat sei Familie.

In *Der Sohn der Hagar* wird Heimat als Schutz- oder Identifikationsraum von seinem Potential her quasi dekonstruiert und hinterfragt. Es kommt zu einem Rollentausch und Funktionswandel; die Heimat entpuppt sich im Allgemeinen nicht als konservativer Hüter der alten Sozialstrukturen, wo die alte heile Welt aufrechterhalten wird. Ganz im Gegenteil: Die Heimat zersetzt diese heitere Welt und ist imstande, individuelle Schicksale zu determinieren. Schuld an dieser Umgestaltung und Modifizierung des Heimatwesens ist allerdings nicht die geschichtliche Entwicklung der Heimat selbst, sondern die Einheimischen, sprich die Heimateinwohner, die die Heimat mehr oder weniger verwalten.

Die Zersetzung und Auflösung der Heimat als Heim und Schutzschild verstanden, wird in Kellers Roman im Handlungsablauf in Gang gesetzt. Anfangs wird den Lesern ein lustiges, idyllisches Bild des schlesischen Hinterlandes vorgetäuscht, in dem nur Jubel, Trubel, Heiterkeit herrschen und in dem man sein Glück finden kann. Schon im ersten Kapitel wird vom Erzähler ein Landschaftspanorama aufgetischt und kolportiert, das sich aus Naturwundern zusammensetzt:


© for this edition by CNS

> Das Wasser des großen Teiches draußen funkelte rotgolden auf, und das tiefe Leuchten ging über seine stille Fläche und stieg am jenseitigen Ufer über den kleinen Berg hinauf, wo der vereinzelte wilde Kirschbaum stand, den die Leute den „Wächter“ nannten (Keller 1907: 1).

Der Blick des Erzählers schweift über den Raum Schlesiens hinweg und weiß die Herrlichkeit des Landes hervorzuheben, um auf diese Weise ein Bild zu zementieren, dem es an Schönheit, Klarheit und Zauber nicht fehlt. Der erwähnte Kirschbaum überragt das ganze Dorf Teichau, er hat es stets im Auge und schützt vor vermeintlichen Blitzanschlägen. Der „Wächter“ wird zum Symbol der Heimat, der trotz der Veränderung der Lebensumstände, trotz der verlaufenden Jahre immer noch standfest ist und von seiner Stellung nicht abweicht. Ganz Teichau ‚vergötterte‘ den „Wächter“, obwohl seit „Menschengedenken“ es im Dorf nicht eingeschlagen hatte:

> dagegen zeigten sich gelegentlich die Leute mit leiser Frucht und großem Respekt die kleinen Schmarren und Risse wie auch die tiefe Wunde, die der tapfere treue Baum durch die Wetterstrahlen erlitten hatte. Und wie ein Vorposten war er, den der Wald ausgestellt hatte, der Wald, der ruhig wie ein schlummerndes Heer den Hügel hinauf im ersten Herbsttraume lag (Keller 1907: 2).

Außerdem fungierte der „Wächter“ als Sammelplatz für gesprächslustige Teichauer, als Treffpunkt für Liebespaare oder als stiller Ruhe- und Reflektionsort, an dem man sich in seinen Gedankengängen verlieren und über das Leben sinnieren konnte.

Der über dem Tal schwebende „Wächter“ wird somit auch zum Beobachter des Dorflebens und zum Augenzeugen der Geschichte um Robert Winter, den es zufällig in die schlesische Gegend verschlägt. Mit dem Einzug Winters beginnt auch die saubere Fassade Teichaus zu bröckeln, längst vergessene Heimlichtuereien und private Geheimnisse kommen wieder hoch und verderben den bis dato reibungslosen und harmonischen Lebensgang der Bewohner. Die Idylle bekommt Risse.

Teichau ist kein Raum und Pilgerstätte für Intellektuelle; es ist eine Ortschaft der einfachen, normalen Leute, die ihr Brot mit anständigen Berufen verdienen. Mit der Anständigkeit wird Bauern- oder Bäckerarbeit gemeint, wie es der Dorfarzt Dr. Friedlieb verkündet, der sich ins Gespräch mit den vier Bettelmusikanten vertieft: „Bäcker ist was Großartiges! Das Nützlichste auf der Welt is der Bauer, und Fortsetzung, die Vollendung, sozusagen das Komplement zum Bauer is der Bäcker“ (Keller 1907: 17). Dr. Friedlieb, der über Winters/Hellmichs schreckliche Kindheit und die Ungerechtigkeit, die seiner Mutter zuteil geworden ist, nichts weiß, bemüht sich die Landstreicher in Teichau auf verschiedenen Bauernhöfen unterzubringen und sie von dem Nomadenleben fernzuhalten, denn

> [s]ie müssen die Bummelei aufstecken! In die Backstube rein! Arbeiten! Brot schaffen! ’n ehrlicher, seßhafter Kerl sein! Jawohl seßhaft! Da liegt der Hund begraben! Nomadenleben taugt nischt, und die zigeunerische Künstlerei hol der Deiwel! Nomadenleben ist unmoralisch! (Keller 1907: 17)


© for this edition by CNS

Für Dr. Friedlieb, der als Anhänger des protestantischen Arbeitsdogmas in Erscheinung tritt, ist ein sicherer Beruf, den man ausführen kann, das Maß aller Dinge; der Strohhalm, an den man sich klammern und für sein Lebensunterhalt aufkommen kann:

> Almosen sind Mumpitz, mein Lieber! [...] Almosen sind ’ne faule Ausrede, sind ’ne Gewissensbeschwichtigung, sind ’ne Bemogelei unserer selbst. Gesunde Lebensbedingungen schaffen, Verhältnisse gestalten, daß niemand ,’n Almosen nötig hat, das is das richtige! (Keller 1907: 9–10)

Der von Dr. Friedlieb aufgezwungene Lebenswandel und das Sesshaftwerden in Teichau werden für die Landmusiker auf der einen Seite zu einer Chance, ihr Leben neu zu organisieren und auf Vordermann zu bringen, auf der anderen Seite werden sie zu einer Qual, weil sich die Landstreicher dem neuen Dorfmilieu anpassen und nach den schon vorgegebenen Gesetzen richten und arbeiten müssen. Dr. Friedliebs Wunsch, ihnen eine Heimat zu schenken, die auf dem Prinzip der anständigen Arbeit fußen würde, ist allerdings zum Scheitern verurteilt. Die Bettelmusikanten sind als Helden der Steppe, wenn man Jurij Lotmans Figuren- und Raumkonzept hinzuziehen möchte, zu taxonomieren (siehe Lotman 1974: 206–208); sie bevorzugen es und sind nur in der Lage, in einem glatten Raum der Steppe und der Grenzenlosigkeit zu leben, als in einem gekerbten Raum der Klein- oder Großstädte, wo andere Alltagsrhythmen und Rituale vorherrschend sind (Deleuze / Guattari 2006: 434–446).[10] Als Nomaden und Weltenbummler, als freie Personen tun sie sich letztendlich schwer damit, in festen Lebens- und Arbeitsverhältnissen, in einer künstlich konstruierten Heimat zu hausen. Für einen gewissen begrenzten Zeitraum **fühlen sie sich zuhause, aber nicht daheim**. Bei Winter, der eine Stelle bei seinem (ihm noch unbekannten) Vater gefunden hat, stellt sich eine Art Heimweh ein; es ist ein spezielles „Heimweh nach der Wende. Er hatte sich lange nach einem sicheren, ruhigen Heim gesehnt, aber nun, da er’s besaß, fühlte er sich in der Enge und war schwer bedrückt“ (Keller 1907: 70). Die Sehnsucht nach der immer andauernden Wanderung, nach dem Leben in Freiheit, nach dem Leben unterwegs ist durch Winters Vorgeschichte motiviert. Man sehnt sich gewohntermaßen nach dem, was man kennt und was man gutheißt. Und Winter und Konsorten kannten nur das Nomadenleben, das zu ihrer **mobilen Heimat** wurde; zu einer Heimat ohne festgelegtes Territorium, zu einer sich stets aktiv ver-

[10] Die Unterscheidung zwischen dem Gekerbten und dem Glatten – vor allem im Hinblick auf den Stadtraum – geht auf Deleuze / Guattari zurück, die sich bei der Definierung beider Begriffe auf musikalische Fachtermini stützten. Das Gekerbte ist eine Lebensform mit eingeschriebenen Grenzen, in denen sich das „Festgelegte und das Variable miteinander verflicht“. Eine „vertikale Harmonie“ kann im Gekerbten organisiert werden. Dahingegen ist das Glatte eine „kontinuierliche Variation [...] die Verschmelzung von Harmonie und Melodie“, in der die Grenzlinien fließend sind und immer wieder verschoben werden können. Das Paradebeispiel für den glatten Raum ist laut Deleuze / Guattari das Meer mit seinem Zusammenspiel von Horizontalität und Vertikalität; die Stadt steht für den gekerbten Raum (Deleuze / Guattari 2006: 436).


© for this edition by CNS

ändernden Heimat. Heimat war überall und nirgends, Heimat war dort verstaucht, wo man sich schlechtweg gut fühlte, Heimat war weniger eine Gesellschaft, als vielmehr eine Gemeinschaft. Aus diesem Grunde entschließen sich Winters Kameraden, wieder loszuziehen und ihrem Musikerleben sowie ihren Leidenschaften zu frönen. Auch Winter, quasi der Sohn aus verlorener Eh(r)e, verspürt das so begriffene Heimweh, vor allem wenn der Frühling anbricht: „In diesen Tagen wird dem Menschen sein Heim unlieb. Er trennt sich gern von ihm wie von einem Bekannten, bei dem er zu lang zu Besuch war und dessen er überdrüssig geworden ist" (Keller 1907: 212). Das Fernwehempfinden wird noch durch die kranken und giftigen Familienzustände bei den Hartmanns potenziert. Verachtet von Hartmanns Ehefrau, die Winter die ganze Zeit mies und als Abschaum behandelt, und die nicht weiß, dass er in Wirklichkeit der Sohn ihres Gatten ist, kann sich Winter nur auf seine Halbschwester Christel und seinen noch nicht geouteten Vater verlassen. Deshalb gesteht er, er könne Teichau nicht verlassen: „Ich kann nicht! Ich kann nicht fort von hier. Ich weiß selbst nicht warum" (Keller 1907: 223). Magische Kräfte halten Winter in Teichau fest, er baut eine innige Beziehung nicht nur zu seiner Schwester auf, sondern auch zu Lore, in die er verliebt ist, und zu den alten Hellmich-Leuten. Die Hellmichs sind Winters leibliche Großeltern mütterlicherseits, die sich immer noch Hoffnungen auf die Wiederkehr der Tochter machen, die 1869 aus Hartmanns Haus verjagt wurde. Zu den Hellmichs findet Winter einen guten Draht, identifiziert sich mit ihnen, ihr Heim gibt ihm die notwendige Sicherheit, die er so lange vermisste. Zwischen Winter und dem Hellmich-Ehepaar entsteht eine enge Verbindung, die nicht laut ausgesprochen wird, die allerdings unterschwellig durchschimmert. Die Hellmichs haben eine leichte Ahnung, dass Winter ein Seelenverwandter von ihnen ist, Winter allerdings lebt immer noch in der Überzeugung, er sei in Teichau ein Fremder und habe mit den Einheimischen nichts gemein.

Winters Anliegen besteht darin, als Dazugekommener und Umgetriebener in der ihm fremdartigen, aber nicht wildfremden dörflichen Umgebung Schlesiens zurande zu kommen und sich an die Einwohner aus Respekt vor ihnen zu gewöhnen. Denn Winter ist Hartmann, den Gewissensbisse plagen, für die ihm gegebenen Lebensaussichten dankbar; er ordnet sich der schlesischen Diaspora unter, dem „schlesischen Landvolk" (Keller 1907: 114), in dem weiterhin eine Art Ständeklausel die Gesellschaftsunterschiede untermauert. Die „Klassenabsonderung" sei so groß, dass „alle Besitzenden und ihre Söhne und Töchter in dem feineren ‚Kränzel' die Dienstleute aber nur bei der ‚gewöhnlichen Musik' tanzen dürfen" (Keller 1907: 114). Winter hält auf seine Mitgenossen große Stücke, die den christlichen, ja fast Luther'schen und Calvinistischen Arbeitsethos verkörpern. Zumindest alle Dorfbewohner beharren darauf, in einem christlichen Haus zu leben und sich an die Gottesgebote zu halten. Das demonstrativ zur Schau gestellte spießig-rückschrittliche Weltdenken ist allerdings nur eine heimtückische Bigotterie; statt Brüderliebe und Barmherzigkeit wird im Stillen die Egoismuslehre gepredigt. Winter rügt bspw. die fehlende elterliche Verantwortung für die Er-


© for this edition by CNS

ziehung von unehelich geborenen Kindern als antichristliches Verhalten. Die zur Geltung gebrachte Christenheit entbehrt in Wirklichkeit jeder Grundlage, denn sie beruft sich keinesfalls auf die der Christenheit bekannten und durch die Christenheit tradierten zwischenmenschlichen Lebensformen. Das Christen-Dorf Teichau gleicht einem starken Tobak. Im Gespräch mit Frau Hartmann bringt Winter seine Weltansichten und -parolen auf den Punkt:

> [...] in jedem Dorfe hat's 'ne Kirche. Müßte man denken, in jedem Dorfe wohnen christliche Leute. Das ist aber nicht wahr! Denn es gibt überall verlassene Kindel, und das is eine Schande, die zum Himmel schreit. Und was sagen selbst die Leute, die sich recht christlich vorkommen, wenn amal a reiches Bürschel armes Mädel unglücklich gemacht hat? „Gib ihr halt jede Woche 'n Taler, daß sie nicht verhungert, und heirat' dir a reiches Mädel, da kommt's wieder raus" (Keller 1907: 171).

Da Winters Mutter auf eine ähnliche Weise verscheucht wurde, drängt er jetzt darauf, dass seine heimliche Liebe Lore, die das Kind eines anderen trägt, sofort auszieht, weil hier, so der betagte Knecht Gottlieb Peukert, der in die alten Geschichten eingeweiht ist, „das Rausschmeißen Mode" ist (Keller 1907: 199).

Auch Winter bekommt bei den Hartmanns die Aversion und die Animositäten gegen seine Person zu spüren, in erster Linie vonseiten der Ehefrau und ihres Sohnes Berthold, der seinen Militärdienst wegen gesundheitlicher Probleme abbrechen musste: „Was war es also, daß er nicht heimisch wurde in diesem Hause? Die Frau war schuld. [...] So wurde das Hartmannsche Haus für Robert Winter keine Heimat, weil er nicht eine Stunde das sichere Gefühl der Berechtigung hatte, dort zu sein" (Keller 1907: 146). Paradoxerweise fühlt er sich zu der kleinen schlesischen Stube von den alten Hellmichs hingezogen, die er bis zu diesem Moment noch nicht betreten hat. Die „echte schlesische Dorfstube [...] erhellt von freundlichem Lampenlicht", in dem ein „riesige[r] blaue[r] Kachelofen" stand, wirkte sich positiv auf die Stimmungslage Winters aus. Die Raumausstattung mit der „hellpolierte[n] Kommode", der Bibel und einem „verdorrte[n] Kranz" in dem „weiße[n]" (Keller 1907: 156) Glaskasten erweckten den Eindruck von Sicherheit, Ruhe und gelebter Gläubigkeit. Wie es der Erzähler zu berichten weiß, überkam Winter für einen Augenblick, eine

> Sehnsucht, in dieses kleine Haus einzutreten, die Hoffnung, er würde dort drinnen geborgen sein und viel Kummer würde von ihm abfallen, wenn er über diese friedliche Schwelle träte. Er wandte sich ab. Er hatte kein Reicht, da hinein zu gehen, er hatte nicht einmal das Recht, durchs Fenster zu schauen (Keller 1907: 158).

Zu registrieren ist der innere Kampf zwischen Subjektivität und Objektivität, zwischen Emotionalität und Rationalität. Das Herz lotste Winter an die Häuslichkeit der Hellmichs, der Verstand aber verbot, über die Türschwelle zu treten und den alten Leuten einen Besuch abzustatten. Obgleich Winter Hellmichs Enkelkind war, hatte er keine Berechtigung, so Winter, sich dem Ehepaar aufzudrängen. Infolge der mangelnden und gestörten Kommunikation lebte Winter die ganze Zeit mit der ihm aufgebundenen Lüge, die Wahrheit wurde ihm vorenthalten.


© for this edition by CNS

Die Fehlkommunikation, die fehlende Interaktion, betrifft allerdings nur die Winter-Figur. Immer mehr Teichauer entdecken die wahre Geschichte des heimisch gewordenen Vagabunds, nur den musikalischen Tausendsasa lässt man im Unklaren. Die Leser wissen schon von Anfang an über den Verwandtschaftsgrad von Winter und Hartmann, der Er-Erzähler macht klaren Tisch und gaukelt nichts vor. Obgleich er je nach Gutdünken die Erzählfäden hätte miteinander kombinieren, unleserlich machen und sich in die Erzählwelt einmischen können, überlässt er den Werdegang den agierenden Protagonisten einerseits. Andererseits allerdings hat es den Anschein, als ob der Handlungsfortgang nicht von dem Schreibvorgang des Erzählers, sondern vielmehr von einem **Erzählschicksal**, einem **christlichen Erzählschicksal** bestimmt wäre. Die Anspielungen auf die Bibel, das Motiv des verlorenen Sohnes und der Hagar deuten auf die starke Rezeption der Heiligen Schrift hin; sie zeugen von der Wiederverwertung – einer Art Adaptation – von geläufigen Erzählungen, Stoffen, Stories, die in einem schlesisch-dörflichen Gewand neu kreiert werden.[11] Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, die gierige und eifersüchtige Mutter-Figur, wegen der der schwache Hartmann sich von Martha Hellmich lossagen musste und das Kind nicht anerkannte – dies alles zeugt von einer biblischen Handlungs- und Figurenkonstellation, die man schon mehrmals durchgespielt hat und deren Ausgang vorprogrammiert ist. Auch bei Keller neigt sich die Geschichte dem prädestinierten Ende zu, vor dem es kein Zurück gibt; es gibt keinen überraschenden Ausweg. Winters Schicksal scheint besiegelt zu sein, die interne Intaktheit des Dorfes Teichau darf nicht wegen eines Fremdlings in die Brüche gehen. In der Scheinheiligkeit des christlichen Lebens findet sich kein Platz für Nestbeschmutzer, die in den alten Wunden der Vergangenheit wieder bohren und in denen sie wühlen, was die Wahrheitsfindung und -klärung zur Folge haben könnte. Die schlesische Heimat will, dass die erdrückende Wahrheit lieber im Verborgenen bleibt; somit wird das oberflächliche Trugbild von Freudigkeit und Fröhlichkeit getragen, auf Kosten von Winter, der absurderweise überhaupt nicht darauf aus ist, die Schuldigen am Tod seiner Mutter, also seinen Vater, an den Pranger zu stellen. Die Rachelust ist bei Winter unterentwickelt; bei den Hartmanns ist aber die Absicht der Wahrheits- und Realitätsverklärung überentwickelt. Vom Erzähler wird dieser skurrile Funktionstausch noch durch die auf dem Erzählfeld verstreuten Signale und Andeutungen auf die Spitze getrieben; die Teichauer plaudern sich unbewusst vor Winter fast aus, aber er kann sich darauf keinen Reim machen und die gelegten Spuren deuten, weil er sich darum überhaupt nicht schert. Für Winter ist Hartmann sogar ein guter Vater geworden, den er nie gehabt habe: „Ein fremder Man war ihm ein guter Vater geworden“ (Keller 1907: 149);

[11] Mit dem Rekurs auf Geschichten aus der Heiligen Schrift reiht sich Kellers Roman einerseits in die lange literarische Tradition der Wiederverwendung von biblischen Motiven (siehe Weidner 2016; Gellner 2004). Andererseits aber ist er auch als Vertreter oder Abbild der Heimatkunstbewegung, die an der Schwelle zum 20. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, in Erwägung zu ziehen (Schütz / Vogt 1977: 56–68; Rossbacher 1975), ohne jedoch ins Völkisch-Deutsche zu verfallen.


© for this edition by CNS

ein Mann, der von Winter verachtet werden sollte, wird hochgelobt. Es kommt sogar dazu, dass sich Winter mit seinem Halbbruder um die Ehre Hartmanns streitet:

> „Schämen Sie sich! Sie sollten von Ihrem Vater mit mehr Respekt reden". Berthold lachte frech. „Ach, der, – ich weiß genug, der hat in seiner Jugendzeit noch ganz andere Zicken gemacht, – der hat auch ein uneheliches Kind –" Robert gab ihm eine schallende Ohrfeige. Auf der dunklen Dorfstraße rangen die Halbbrüder miteinander. Um des Vaters Ehre! (Keller 1907: 262)

Weil die Wahrheit immer ans Licht kommen muss, nimmt es kaum Wunder, dass auch Winter früher oder später von seinem leiblichen Vater Kenntnis erlangt. Durch einen Eintrag in die alte Hellmich-Bibel, die seiner gestorbenen Mutter gehörte, werden ihm der wahre Tatbestand und die Ausmaße der Verlogenheit klar und deutlich vor die Augen geführt; er liest den Hellmichs das Hagar-Kapitel vor, versucht die Bibelgeschichte zu exegieren; die Bibel gibt alle enigmatischen Geheimnisse preis, die Bibel – „du heiliges Buch! Du getreues Buch!" (Keller 1907: 291) – weiß auf alle Probleme einen Rat, die Bibel sei die Urschrift der Weisheit. Nach dem Lesen erkennt Winter, in welchem Quartier er die ganze Zeit gewohnt und für welche Menschen er gearbeitet hatte: „Der ganze Haß, den er durch eine vergrämte Jugend, durch ein ersticktes Blütenalter, durch Kerkerhaft und Schande, durch Bettlertum und schmutzige Sachen getragen hatte, dieser Haß traf nun diesen Mann. Sein Haß prallte gegen die Liebe" (Keller 1907: 290–291).

Die Heimat, die Winter resp. Hellmich in Teichau zu finden hoffte, wird als ein Ort von Heuchlern und Betrügern entlarvt, an dem die interpersonellen Relationen von keiner großen Bedeutsamkeit sind. Jeder kocht sein eigenes Süppchen und obwohl sich Hartmann letztendlich für die Wahrheit entscheidet, fällt sein Bekenntnis, seine Beichte, eindeutig zu spät, damit man die Fehler und verursachten Rechtswidrigkeiten aus der Vergangenheit hätte wettmachen können. Nicht die Worte haben die Kraft, die Welt zu verändern, sondern die Taten. Deswegen zieht der enttäuschte und bekümmerte Winter aus Teichau wieder los, um eine neue Heimat zu suchen; eine Heimat, die mit den „guten, lieben, treuen Schwindler[n]" aus dem schlesischen Landstrich nichts zu tun hätte (Keller 1907: 294). Dem ländlichen Teichau zeigt Winter den Rücken, er wendet sich von den Menschen ab, denen er am Herzen lag, die ihn allerdings belogen haben. Für ihn war Teichau „versunken" (Keller 1907: 311) – ein Stück Land, das nicht der Rede wert mehr war. Ein Dorf, wo perfide Untreue, Ehrlosigkeit und Maskeraden auf der Tagesordnung standen, an denen sich Winter nicht beteiligen wollte. Teichau wurde für ihn nicht zur (Wahl-)Heimat, sondern zu einer menschlichen Hölle, die sich durch Unmoral und unethisches quasi antichristliches Benehmen kennzeichnete. Heimat als Hölle und Antiparadies auf Erden, als Raum der privaten Katastrophe zum einen, als Raum der Heimatlosigkeit zum anderen.

An seinem Lebensabend, schon auf dem Sterbebett liegend, nachdem seine Großeltern auch schon das Zeitige gesegnet haben, erkeimt allerdings bei Winter der Wunsch, „[z]u Hause [zu] sein, an einem festen, stillen Ort!": „Noch ein Vier-


© for this edition by CNS

teljahr! Dann sterben! – Das war gut! So ganz still liegen ohne Leid und Kummer, ohne Qual und Herzeleid unterm grünen Rasen und hinaufträumen in die blühenden Blumen, die der Lenz auf jeden Hügel pflanzt“ (Keller 1907: 315). Winters Weg zurück nach Teichau, um noch einmal mit Lore zu sprechen, endet mit einem Zusammenbruch, mit der Einlieferung ins Krankenhaus und schließlich mit dem Tod von Winter, der den Geist unter dem „Wächter“ aufgibt.

Der Baum, der pars pro toto für die schlesische Heimat stand, wird zu Winters Grab, zu einer Begräbnisstätte der Hoffnungen. Auf dem Weizenfeld, im Fieber phantasierend, erscheint ihm Jesus Christus selbst, den ihn mit in den Himmel nimmt. Winter kann nicht mehr zwischen Tod und Geburt differenzieren, Anzeichen des Lebens mischen sich mit den Todessignalen, es offenbart sich eine seltsame bildhafte Korrelation von **tödlicher Geburt** und **geborenem Tod**. Im christlichen Sinne ist der Tod die Voraussetzung für das Leben im Himmelreich, die Wiederholung der Geburt nicht aber im menschlichen, sondern im göttlichen Körper: „Er unterscheidet nicht mehr zwischen seiner Geburt und seinem Tod. Am reisen Ährenfeld geboren, am reisen Ährenfeld gestorben und zwischen Ernte und Wiederernte ein fruchtlos Leben“ (Keller 1907: 324).

Keller schildert einen Lebenskreis, dessen Anfang gleich sein Ende ist. Unter dem Verweis auf die Ernte wird dieser Lebensrhythmus, der von der Natur justiert und kanalisiert wird, noch einmal mehr betont. Der Mensch muss sich dem Naturrecht und -gesetz im festen Glauben an Gott unterordnen; wenn man sich an diese wenigen ‚Vorschriften‘ hält, wird das Leben eben ‚furchtlos‘ und nicht ‚fruchtlos‘ sein. Mit voller Hingabe, Inbrunst und Gewissheit überlässt Winter sein Los in Gottes Händen, wie ein musterhafter Christ vergibt er seinem weltlichen Vater und entschläft mit den vielsagenden Worten: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ (Keller 1907: 328). Das heimatliche Himmelreich kompensiert ihm die Heimatlosigkeit unter den Menschen.

## 4. Heimat im Himmel oder Unfähigkeit der Heimatfindung

Was Keller in *Der Sohn der Hagar* den Lesern darbietet, könnte man vom Stofflichen und Inhaltlichen her als eine Art Zusammenfügung von unterschiedlichen Themen und Problemfeldern auffassen. Das christliche Motiv des verlorenen Sohnes steht im Konnex mit der Kritik an der Gesellschaft Ende des 19. Jahrhunderts und dem Vorstellungsbild der Heimat. Der Erzähler Keller macht sich die Hagar-Sohn-Figur zunutze, um die sozialen Missstände, den Eigensinn des Volkes bloßzustellen, das sich im Zeitalter der fortlaufenden Industrialisierung und Urbanisierung auf die simplen christlichen Prinzipien der Menschenliebe nicht mehr besinnt. „Städte haben keine Jahreszeiten; sie haben sich abgeschlossen von den Schauern und Freuden der Natur“ – konstatiert die Erzählinstanz (Keller 1907: 86).


© for this edition by CNS

Die Vorkommnisse, die Keller in seinem Roman beschreibt, sind auf keinen Fall als „übersüße Konditorei-Erzeugnisse“ anzusehen.[12] Zwar ist Kellers Schreibweise schnörkellos und einfach gehalten, ihr wohnt aber eine Neigung zur Romantisierung inne, was man vor allem bei den detaillierten Landschaftsskizzierungen der schlesischen Gebiete bemerken kann (Bayer-Klötzer 1977: 465 f.).[13] Kellers Vorliebe für eine romantische Handlungsgestaltung lässt sich auch in Bezug auf die Verwendung von religiösen Elementen eruieren. Im Großen und Ganzen ist *Der Sohn der Hagar* allerdings kein schönes melancholisches Prosastück, in dem die schlesische Welt glorifiziert wird; sie wird vielmehr erklärt und entschleiert. Die Dramatik der Handlung speist sich weniger aus den Figurenhandlungen, sie ist eher schon von Anfang an aufgrund des Themas vorhanden. *Der Sohn der Hagar* ist eine Geschichte über die (Un-)Möglichkeit der Heimatfindung für einen ‚Exilanten‘, der sich nach der Heimat sehnt, die er allerdings niemals aus gesellschaftlich-historischen Gründen erreicht. Denn Winter hat ein Naturrecht nicht nur auf das Anwesen seines Vaters, sondern auch auf die Heimat, auf das Daheim und Zuhause in Teichau. Dies alles bleibt ihm jedoch verwehrt. Heimat nach Keller ist deshalb nicht eine Art Prädestination, sie ist nicht a priori gegeben und für jeden zugänglich. Heimat muss man sich selbst aufbauen, erkämpfen, produzieren, konstruieren, schaffen; Heimat ist ein reflektiv-philosophisch-mentales Konstrukt für den Einzelnen. Lieber glücklich heimatlos sein, als unglücklich ansässig und durch die frömmlerische Heimat stigmatisiert zu werden. Das Beispiel Winter stellt evident dar, dass eine aufgezwungene Wiederfindung der Heimat häufig nur Chaos, inneres Durcheinander, Probleme, Umstellung des gesamten Lebens zur Konsequenz haben kann. Bei Winter wird die Heimat zum Sensemann, der ihn ins Unglück und Ratlosigkeit stürzt. Die Zurkenntnisnahme, auf welchen familiären Stammbaum er zurückblicken muss, mündet in einem emotionalen Kollaps und schließlich im Tod. Es gibt nur eine einzige Heimat, die keinem Sorgen bereitet: Gottes Himmel, wo alle im Frieden leben können. Der Friede als christliche Komponente ist charakteristisch für Kellers Gesamtwerk. Der Friedensgedanke

[12] So ein hartes Urteil über die Romane Kellers hat einmal Ernst Alker gefällt (siehe Tschechne 2007: 90). Wie Lubos (1967: 128–130) eruiert, hatte Keller zu seinen Lebzeiten weder auf die scharfe Kritik noch auf die Lobsprüche geachtet, stattdessen hatte er sich gerne als Vertreter der Unterhaltungsliteratur inszeniert: „Er war nicht der Typ des Modlers, Zurechtstutzers und stelzenden Poeten. Das Publikum spielte für ihn nicht die ausschlaggebende Rolle. [...] [E]r schrieb freiweg, geradeheraus und vertraute auf die Gunst des Augenblickes. [...] Kellers Sprache ist so einfach wie nur möglich. Es ist kaum anzunehmen, daß er ein Manuskript stilistischer Vollendung wegen überarbeitete“.

[13] Bayer-Klötzer interpretiert das Gesamtwerk Kellers als „romantisch-idyllisch und konservativ-moralisch. Zeit- und sozialkritische Fragestellungen oder gesellschaftliche Analysen, wie sie die Naturalisten anstellten, liegen ihm fern“. Und Tschechne (1969: 241) bemerkt Folgendes: „In den Romanen von Paul Keller geschieht auf schlichte Weise erneut das barocke Urerlebnis der Vereinigung von Mensch und Gott. Und es geschieht in der Atmosphäre einer keineswegs weinerlichen, sondern lebensmutigen und fröhlichen Romantik“.


© for this edition by CNS

spendet Trost, gibt Zuversicht und Hoffnung in einer Zeit, die langsam, aber sicher auf den Ersten Weltkrieg zusteuert. Kellers Heimat-Topos, der sich nicht auf eine äußere topographische Heimat-Definition stützt, sondern sich auf innere psychologisch-emotive Aspekte beschränkt,[14] ist fester Bestandteil dieser bukolischen friedlichen Schlesien-Welt. Einer Welt, die allerdings nicht, wie man üblicherweise herausstellt, auf den Kategorien von pittoresker Verträumtheit und Gemüthaftigkeit basiert. Denn Heimat heißt nicht immer unbedingt Harmonie und Behaglichkeit; Heimat bedeutet auch finanzielle Engpässe, Differenzen oder Ärgernisse. Heimat muss somit als Heimat erkannt werden, man muss ihr trauen und vertrauen in der Form, wie sie ist, und nicht, wie sie hätte sein können. Oder mit Améry (1988: 65) gesagt:

> In der Heimat beherrschen wir souverän die Dialektik von Kennen-Erkennen, von Trauen-Vertrauen: Da wir sie kennen, erkennen wir sie und getrauen uns zu sprechen und zu handeln, weil wir in unsere Kenntnis-Erkenntnis begründetes Vertrauen haben dürfen. Das ganze Feld der verwandten Wörter treu, trauen, Zutrauen, anvertrauen, vertraulich, zutraulich gehört in den weiteren psychologischen Bereich des Sich-sicher-Fühlens. Sicher aber fühlt man sich dort, wo nichts Ungefähres zu erwarten, nichts ganz und gar Fremdes zu fürchten ist.

Wer diese Heimat-‚Dialektik' wahrgenommen, realisiert und gemeistert hat, wird sich zu Hause und daheim sicher fühlen können. In diesem Kontext ist es auch legitim, dass bei Keller die Heimat ins Reich Gottes verfrachtet wird, denn nur in Gottes Obhut und dank seiner Gnade ist der Bereich des „Sich-sicher-Fühlens" greifbar. Die Heimat ganz unten auf der Erde ist als eine substituierte Variante der ‚wahren Heimat' zu deklarieren, die jedoch aufgrund ihres säkularisierten Sachbezugs immer fehlerhaft und unkomplementär sein wird, weil eben die gesamte Welt unvollkommen ist.

## Literatur

Adamski, Marek / Kunicki, Wojciech (Hrsg.) (2008): *Schlesien als literarische Provinz. Literatur zwischen Regionalismus und Universalismus*. Leipzig.

Ajouri, Philip (2009): *Literatur um 1900. Naturalismus – Fin de Siècle – Expressionismus*. Berlin.

Améry, Jean (1988): *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. München.

Bauer, Werner M. (1982): *Exempel und Realität. Überlegungen zum biographischen Roman in der österreichischen Gegenwartsliteratur*. In: Zeman, Herbert (Hrsg.): *Studien zur österreichischen Erzählliteratur der Gegenwart*. Amsterdam. S. 273–301.

Bayer-Klötzer, Eva-Suzanne (1977): *Keller, Paul*. In: *Neue Deutsche Biographie* 11. S. 465 f.

Best, Otto F. (1994): *Handbuch literarischer Fachbegriffe. Definitionen und Beispiele*. Frankfurt am Main.

[14] So argumentiert auch Helbig (1996: 125), dass Heimat für Keller weniger einen Raum als vielmehr ein Gefühl bedeutete.


© for this edition by CNS

Deleuze, Gilles / Guattari, Felix (2006): *1440 – Das Glatte und das Gekerbte*. In: Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hrsg.): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main. S. 434–446.

Donneberg, Josef (1989): *Heimatliteratur in Österreich nach 1945 – rehabilitiert oder antiquiert?* In: Polheim, Karl Konrad (Hrsg.): *Wesen und Wandel der Heimatliteratur. Am Beispiel der österreichischen Literatur seit 1945*. Bern. S. 39–68.

Eberlein, Gustav W. [o. J]: *Paul Keller. Sein Leben und Werk*. Breslau/Leipzig.

Eckardt, Johannes (1908): *Paul Keller. Eine literarische Skizze*. München.

Engel, Eduard (1912): *Geschichte der Deutschen Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart*. Wien/Leipzig.

Gellner, Christoph (2004): *Schriftsteller lesen die Bibel. Die Heilige Schrift in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. Darmstadt.

Geppert, Hans Vilmar (1994): *Der realistische Weg. Formen pragmatischen Erzählens bei Balzac, Dickens, Hardy, Keller, Raabe und anderen Autoren des 19. Jahrhunderts*. Tübingen.

Greverus, Ina-Maria (1979): *Auf der Suche nach Heimat*. München.

Hamburger, Käte (1953): *Das epische Praeteritum*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft 27, S. 329–357.

Hein, Jürgen (1979): *Heimat in der Literatur und Heimatliteratur*. In: Billen, Josef (Hrsg.): *Identität und Entfremdung. Beiträge zum Literaturunterricht*. Bochum. S. 119–142.

Hein, Jürgen (1998): *„Regionalliteratur". Anmerkungen zu den Ergebnissen der sechs Soltauer Symposien 1991–1996*. In: Soltauer Schriften, Bd. 6, S. 22–32.

Helbig, Louis Ferdinand (1996): *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit*. Wiesbaden.

Horaz (1985): *De arte poetica liber* (V, 333). München/Zürich.

Janssen, Christiaan (2003): *Abgrenzung und Anpassung. Deutsche Kultur zwischen 1930 und 1945 im Spiegel der Referatenorgane „Heu Duitsche Boek" und „De Weegschaal"*. Münster/New York/München/Berlin.

Keller, Paul [o. J. – vermutlich 1907]: *Der Sohn der Hagar*. München.

Keller, Paul (1915): *Die Heimat. Roman aus den schlesischen Bergen*. Breslau.

Lotman, Jurij M. (1974): *Das Problem des künstlerischen Raums in Gogol's Prosa*. In: Lotman, Jurij M.: *Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur*. Kronberg Ts. S. 200–271.

Lubos, Arno (1967): *Geschichte der Literatur Schlesiens* (2. Band). München.

Martinez, Matias / Scheffel, Michael (2005): *Einführung in die Erzähltheorie*. München.

Mayer, Hans / Schmitz, Walter (Hrsg.) (1976): *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge* (Bd. 6). Frankfurt am Main.

Mecklenburg, Norbert (1986): *Erzählte Provinz. Regionalismus und Moderne im Roman*. Königstein/Taunus.

Möller, Marx (1916): *Paul Keller. Ein Liebling und Fremdling für das deutsche Lesepublikum*. Breslau.

Nusser, Peter (1991): *Trivialliteratur*. Stuttgart.

Schweikle, Günther / Schweikle, Irmgard (Hrsg.) (1990): *Metzler-Literatur-Lexikon*. Stuttgart.

Schütz, Erhard / Vogt, Jochen (1977): *Einführung in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts* (Bd. 1. *Kaiserreich*). Opladen.

Rossbacher, Karlheinz (1975): *Heimatkunstbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende*. Stuttgart.

Tschechne, Wolfgang (1969): *Paul Keller 1873–1932*. In: Hupka, Herbert (Hrsg.): *Große Deutsche aus Schlesien*. München. S. 235–242.

Tschechne, Wolfgang (2007): *Im Vorgarten des Paradieses. Leben und Werk des Schriftstellers Paul Keller*. Würzburg.


© for this edition by CNS

Wagner-Egelhaaf, Martina (2001): *Regionalliteraturforschung heute?!* In: Wagner-Egelhaaf, Martina (Hrsg.): *Region – Literatur – Kultur. Regionalliteraturforschung heute*. Bielefeld. S. 7–16.
Wegener, Michael (1964): *Die Heimat und die Dichtkunst. Zum Heimatroman*. In: Schmidt-Henkel, Gerhard (Hrsg.): *Trivialliteratur: Aufsätze*. Berlin. S. 53–64.
Wentzig, Hermann (1954): *Paul Keller. Leben und Werk.* München.
Weidner, Daniel (Hrsg.) (2016): *Handbuch: Literatur und Religion*. Stuttgart.
Zimniak, Paweł (2007): *Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Literarische Fallstudien*. Wrocław/Dresden.

# Abstracts

Die sogenannte Heimatliteratur wird in der Regel durch kitschige Sentimentalität gekennzeichnet. In der nostalgischen narrativen Weltwahrnehmung der Heimat wird das Motiv der (verlorenen) Heimat zum Symbolgerüst der Melancholie und Heraufbeschwörung der vergangenen Zeiten. Man könnte deshalb annehmen, dass auch im Werk von Paul Keller – dem schlesischen Heimatschriftsteller schlechthin – das Heimatbild ähnliche Formen annehmen würde. In Kellers *Der Sohn der Hagar* wird allerdings der Heimat-Topos nicht auf die Parameter der regionalen Heimatliebe eingeschränkt, sondern durch die Dimensionen des christlichen Glaubens und des Selbstsicherheits-Faktors ersetzt. Der schlesische Heimatroman Kellers ist somit weniger als ein Text über die Heimat Schlesien zu begreifen, stattdessen als ein Roman über die Suche nach der Heimat und der eigenen Identität.

**Schlüsselwörter:** Paul Keller, Heimatliteratur, schlesische Literatur, Trivialliteratur

## On the Heimat-Topos in Paul Keller's Silesian Novel *Der Sohn der Hagar*

The so-called Heimatliteratur which, as it is considered by its critics, is part of the trivial literature, is characterised by a kind of kitschy sentimentality. In the nostalgic, narrative world perception of the Heimat the motive of the (lost) homeland prevails, which becomes the symbol of the melancholy and the reminiscence of the past history. For this reason, one can assume that in Paul Keller's prose – the most popular Silesian writer of this trend – the homeland image takes similar forms too. However, in the novel Der Sohn der Hagar the homeland topos does not restrict itself to the parameter of the regional love of the homeland, but, what might surprise, is transformed by the Christian faith and the safety factor. Owing to that fact, Keller's Silesian ‚Heimatroman' should not be considered as a novel about Silesian small homeland, but as a novel about the search for one's own homeland and own identity.

**Keywords:** Paul Keller, ‚Heimatliteratur', Silesian literature, trivial literature

Wolfgang Brylla
Uniwersytet Zielonogórski
Instytut Filologii Germańskiej
Al. Wojska Polskiego 71 a
65-762 Zielona Góra
Polen
E-Mail: wolfgangbrylla@gmail.com


© for this edition by CNS